
**„Als Nazi wird man(n) nicht geboren...“ –
zum Umgang mit rechtsextremistischen
Orientierungen bei Jugendlichen**

RAINER STEEN

**Leiter des Referats Gesundheitsförderung im
Gesundheitsamt des Rhein-Neckar-Kreises**

Einleitung

So wie Rechtsextremismus in vielerlei Hinsicht eine Zumutung ist, sind es auch Tagungen über Rechtsextremismus, die den Teilnehmenden den ganzen Tag ein Referat nach dem anderen vorsetzen. Ich weiß also, was wir Ihnen zumuten und hoffe, ich kann das auf eine Art und Weise machen, die Sie auch an einem Freitag Nachmittag noch ein Stück weit aufmerksam hält.

Ein kurzes Gedicht von Erich Fried:

Zukunft

Es kommt auf uns zu,
es kommt auf mich nicht mehr an,
es kommt wieder hoch, wieder nieder,
aus diesem immer noch fruchtbaren Schoß.
Es wäre vielleicht auf uns angekommen.

In Veröffentlichungen englischsprachiger Reiseunternehmen wird in den letzten Jahren regelmäßig darauf hingewiesen, dass bei Reisen nach Deutschland für Ausländer einige besondere Gebote bestünden, z. B. im Bahnhofsbereich der Stadt Dresden, wenn man „ausländisch“

aussieht, abends die Anwesenheit zu vermeiden oder sich nur in größeren Menschenmengen aufzuhalten... Wenn wir also glauben, dass es an der Zeit ist, gemeinsam über Rechtsextremismus nachzudenken, dann zeigen solche Informationen, die ja auch Irritationen sind, dass wir wirklich dringenden Handlungsbedarf haben.

Als gelernter Pädagoge und Journalist arbeite ich seit fast zehn Jahren im Gesundheitsamt des Rhein-Neckar-Kreises in Heidelberg und registriere – mit einiger Verwunderung – dass ich mich nun seit über 20 Jahren mit dem Thema Gewalt beschäftige. Dass ich heute hier eingeladen bin, liegt vor allem daran, dass ich von 1979 bis 1981 an einer bundesweiten Studie zu Karrieren von jugendlichen Neonazis mitgearbeitet habe.¹ Während dieser Zeit konnte ich nahezu das gesamte Spektrum der bundesdeutschen rechten Szene kennen lernen, zum Teil in langen qualitativen Interviews. Die Erfahrungen und Erkenntnisse aus diesen Gesprächen sind, wie wir feststellen müssen, *leider* auch angesichts der aktuellen Diskussion nicht etwa veraltet, so dass einiges davon in meinen Beitrag einfließen wird.

Ich konnte schon 1978 in Mannheim, wo meine erste Anstellung mich in die offene Jugendarbeit der Stadt verschlagen hatte, diffuse rechte Gewalt unter Jugendlichen beobachten. Damals kamen die Judenwitze auf, und es gab Szenarien in „meinem“ Jugendtreff, die auf Verhaltensdispositionen mit rechtsextremer Prägung hindeuteten.

Diese Wahrnehmung zog sich durch die Berufsbiographie – und ich habe als Gesundheitsförderer während der letzten Jahre im Landkreis

¹ Henning, E. u. a.: Neonazistische Militanz und Rechtsextremismus unter Jugendlichen. Forschungsbericht der Universität Frankfurt, unveröff. 1981; Steen, R.: Gewaltbereitschaft und terroristische Militanz bei rechtsextremen Jugendlichen (Forschungsprojekt „Ökonomische Aspekte der Sozialverträglichkeit von Energiesystemen“ / K.M. Meyer-Abich), unveröff. 1981; vgl. auch Bundesministerium des Innern (Hrsg.): Gewalt von rechts. Bonn 1982.

regelmäßig mit Gewaltprävention zu tun gehabt, vor allen Dingen an Schulen. Dabei habe ich immer auch den Blick auf die institutionellen Bedingungen von Prävention gerichtet: Welche Strukturen und Angebote beugen rechtsextremen Orientierungen vor, welche können sie sogar begünstigen.

Ich möchte, und da überschneiden sich einzelne Aspekte der heutigen Vorträge, u. a. das Verhältnis von Nähe und Distanz beleuchten, wenn es darum geht, woher Rechtsextremismus kommt und wo bzw. wie er sozusagen Anker wirft. Ist er auch ein Stück Jugendkultur – und damit in mancher Hinsicht eine temporäre Erscheinung? Ich möchte einige Annäherungen versuchen – aus einer eher sozialpsychologischen, sozialisationstheoretischen Perspektive – an das, was „Rechtsabbiegen“ bedeutet. Dabei werde ich einige Elemente rechtsextremistischer Selbstdeutungen einfließen lassen, wie sie z. B. in Interviews sichtbar werden. Schließlich möchte ich einen Blick werfen auf den konzeptionellen Zugang, der speziell die Perspektive der Gesundheitsförderung, also meines Arbeitsschwerpunktes, berücksichtigt, im Sinne von „leben lernen“. In der gebotenen Zeit dürfte das nicht ganz einfach sein.

Wie viele andere Fachleute, die sich nun seit längerer Zeit mit dem Thema Rechtsextremismus beschäftigen, befällt auch mich bei der aktuellen öffentlichen Aufregung über das „Phänomen“ das ungute Gefühl: Wir laufen seit 20 Jahren durch eine Drehtür – durch die Drehtür einer regelmäßig wiederkehrenden Debatte um Gewalt und Rechtsextremismus, alle Jahre wieder, immer veranlasst durch irgendwelche äußeren Ereignisse und Eskalationen mit Handlungsbedarf. Und es beschleicht einen zumindest aus der pädagogischen Perspektive der Eindruck: Wir sagen auch immer wieder dasselbe, reden über die Notwendigkeit einer langfristigen und nachhaltigen Handlungsperspektive. Es geht also heute auch um die Beobachtung, dass wir viel über „Feuerwehreinätze“ reden und sehr wenig darüber, dass wir sozusagen die „Brandbeschleuniger“ verhindern müssen.

Nähe und Distanz: Übergänge nach rechts

Nähe und Distanz – was ist von einer öffentlichen Kultur zu halten, wenn ein deutsches Boulevardblatt mit Millionenaufgabe 50 Jahre nach Auschwitz und den Erfahrungen mit Zyklon B und wenige Wochen nach Rostock-Lichtenhagen und anderen Mordbrennereien gegen Asylbewerber mit der Schlagzeile aufmachen kann: „*Asyl – Bonn gibt Gas*“. Bonn gibt Gas: Ist das instinktlos – oder die Kontinuität einer Sprache und öffentlichen Auseinandersetzung, die einfach gar keine Rücksicht darauf nimmt, wie präzise und achtsam in unserer Gesellschaft, in unserer deutschen Gesellschaft allemal, mit solchen Beschreibungen und ihrer Reflexion umgegangen werden muss. Was aber auch ist von einer linken politischen Kultur zu halten, wenn (zugegeben: vor Jahren) zu einer antifaschistischen und antirassistischen Demonstration in Frankfurt Anstecker kursierten, auf denen eine braune Ratte zu sehen war mit dem Slogan „Nazis raus“. D. h. auch hier wird mit der Sprache und der Symbolik des Unmenschen gearbeitet, ohne zu reflektieren, dass die Form und die Kultur der Auseinandersetzung mit dazu beiträgt, ob Prävention, ob pädagogischer und politischer Einsatz erfolgreich sein kann oder nicht.

Wenn wir also über Rechtsextremismus reden, dann schauen wir nicht aus der Käseglocke oder auf den Rand, sondern wir schauen immer aus der Mitte der Gesellschaft auf etwas, was in der Mitte der Gesellschaft angelegt wird. Auch das ist ja heute schon mehrfach angedacht worden.

Denken ist noch nicht Handeln, und so halte ich es für wichtig, immer wieder darauf hinzuweisen, dass es sehr wohl rechte und rassistische Weltbilder im Zentrum unserer Gesellschaft gibt – auch wenn dies nicht handlungswirksam wird. Die „Sinus-Studie“ (SINUS-Institut Heidelberg 1981) hatte ja schon zu jenem Zeitpunkt, als ich an der erwähnten Studie mitarbeitete, für rund 13 Prozent der bundesdeutschen Bevölkerung ein „abgeschlossenes rechtsextremes Weltbild“ diagnostiziert, dabei aber betont, solche Überzeugungen und Einstellungen seien keineswegs unmittelbar *handlungsrelevant*.

Wir verurteilen heute mit großer Überzeugung und überwältigenden Mehrheiten rechte und fremdenfeindliche Anschläge - gleichzeitig müssen wir aber zur Kenntnis nehmen, dass sich in Baden-Württemberg bei den Landtagswahlen vor vier Jahren immerhin 10 Prozent der Wähler entschieden haben, den Republikanern einen politischen Auftrag zu erteilen.

Die Angst vor dem Fremden: Nach neueren Untersuchungen ist jedem dritten Deutschen ein Türke als Nachbar ausgesprochen unangenehm und jedem zweiten ein Asylbewerber. So lassen sich eine ganze Reihe von Stimmungsbildern, Indizien und Beispielen für dieses Kernproblem der Gesellschaft auflisten. Aber, wie gesagt: Denken ist (noch) nicht Handeln, und wir haben es bei dieser Diskussion immer auch zu tun mit jener Schwelle, die das Potenzial hinter Haltungen und diffusen Vor-Urteilen zum Ausbruch bringt – und damit die Handlungsbereiten (die „gewaltbereiten Jugendlichen“), wie im Vortrag von Frank Neubacher² bereits angesprochen, als Erfüllungsgehilfen einer wie auch immer vermuteten diffusen Überzeugung und Übereinstimmung in Szene setzt: Rostock-Lichtenhagen – kein Zufall.

Eine rechtsextreme gewaltbereite Haltung entsteht vor allem im Kontakt von Menschen zu Menschen, nicht in irgendeinem diffusen ideologischen oder parteipolitisch-programmatischen Raum. Sie hat deshalb in aller Regel etwas mit Erziehung und Beziehungen zu tun, so dass sich von vornherein die Frage nach pädagogischen Aufträgen oder Versäumnissen stellt: An welchen Stellen entwickeln sich denn begünstigende und stigmatisierende Prozesse, die einen jungen Menschen sich entscheiden lassen für einen Weg in Richtung Menschenverachtung, Rassismus und Gewalt?

In wohl keinem anderen westeuropäischen Land unterliegt der Umgang mit rechtsextremen Tendenzen so sehr einer Polarisierung zwischen Skandalisierung und Stigmatisierung auf dem einen sowie Bagatellisie-

²

In diesem Band S. 73 ff.

rung und Verdrängung auf dem anderen Pol. Einen der Effekte hat mir ein junger NPD-Funktionär beschrieben. Er – zunächst in der linken Szene einer süddeutschen Großstadt auf der Suche – war durch einen rechtskonservativen Verwandten mit „revisionistischem“, also die NS-Geschichte legitimierendem Gedankengut in Kontakt gekommen. Weil er damit provozierend in der Schule auftrat, hing ihm schnell das Zeichen „Neonazi“ an. Mit dieser Zuschreibung im Gepäck beschloss der junge Mann, im Wahlkampf eine NPD-Versammlung zu besuchen, mehr aus Trotz denn aus Überzeugung. Das Bild rechter Gruppierungen in der Öffentlichkeit ließ ihn erwarten, bei einer solchen Veranstaltung eine Mischung aus Ewiggestrigen und Militanten anzutreffen. Wie überrascht war unser Mann, vor Ort sozusagen eine Durchschnittsmischung der Normalpopulation vorzufinden – den „netten Nachbarn von nebenan“, den „jungen Mann mit langen Haaren, Parka und Anti-AKW-Button“ und das unauffällige Rentner-Ehepaar. „Wenn schon diese Vorurteile so wenig stimmen“, hat mein Gesprächspartner damals sinngemäß gedacht, „was wird dann erst mit den geschichtlichen Wahrheiten sein...“.

Aber, bitteschön: Unterm Strich ist Rechtsextremismus dennoch keine pädagogische, sondern eine gesellschaftspolitische Frage. Daran sollte kein Zweifel bleiben!

Rechtsextremismus – kein Jugendphänomen: Das Spektrum

Jugendliches Gewalt-Handeln kann als „seismographischer“ Hinweis für gesellschaftliche Krisenzonen und Erschütterungen verstanden werden. Dann aber kommt es darauf an, nach Epizentrum und Auslöser dieser Erschütterungen zu suchen. Dazu ein Indiz: Kurz nach dem Jahreswechsel warb ein Kaufhaus-Konzern in meiner Tageszeitung mit einem „Afrikanerkostüm“. Dieses heitere Afrikanerkostüm (Neger sagt man ja nicht mehr...) schmückte eine fröhliche deutsche Durchschnittsfamilie (Vater, Mutter, Sohn): Kraushaarperücke, schwarz-braun geschminktes Gesicht – und dazu die „typischen“ Insignien schwarzer Identität: eine Knochenkette und eine (Plastik)Keule. Hier werden mit

archaischen Mustern Assoziationen geweckt und bekräftigt, die aus meiner Perspektive mit einem Augenzwinkern so etwas wie einen rassistischen Rest in der Mitte unserer Gesellschaft verankern und bestätigen.

Gewalt scheint mir in der Tat kein Jugendphänomen zu sein, auch rechtsextremistische Gewalt nicht, wenngleich immer jüngere Menschen in Gewalthandeln verstrickt sind, wie nicht zuletzt die Kriminalstatistiken ausweisen. Bei 40 Prozent aller Gewalttaten, zumindest um 1990 herum, waren – und sind wahrscheinlich auch heute – Kinder und Jugendliche selbst zunächst *Opfer* dieser Gewalt. Täter sind also oft selbst einmal Opfer gewesen – wir wissen das etwa von der Spirale sexueller Gewalt.

Es ist in den vorangegangenen Beiträgen mehrfach darauf hingewiesen worden: Rechte Gewalttäter legitimieren ihr Handeln oft mit so etwas wie einem Auftrag aus der Erwachsenenkultur, der sogenannten schweigenden Mehrheit. Sie verstehen sich als Exekutoren von Haltungen, Wünschen und unausgesprochenen Ängsten. Dabei gibt es einen Generationenwandel im Rechtsextremismus. Vor zwanzig Jahren haben sich rechtsextremistisch überzeugte Jugendliche vor allem von der Elterngeneration abgegrenzt: von der Atmosphäre des „Wiederaufbaus“, die verbunden war mit politischer Apathie, einer Wertediffusion und einer Verdrängung von Geschichte, verbunden auch mit einer Konsumorientierung, die aus der Sicht dieser jungen Leute ein diffuses Massenbewusstsein hervorgebracht hatte. Die jungen Rechtsextremisten damals haben deshalb vor allem die Großeltern rehabilitiert. So war immer wieder ein wichtiges Motiv in meinen Interviews, dass der liebe Opa ja nicht der böse Nazi gewesen sein konnte. Aber auch die Tatsache, dass die Großelterngeneration Historisches geleistet – und ertragen – hätte, grenzte diese deutlich ab von der gelebten Unverantwortlichkeit der Eltern.

Dieser Rück-Blick hat sich verschoben – rechtsextreme Jugendliche heute kritisieren u. a. eine Generation, die aus ihrer Sicht *zu viel Kom-*

plexität zugelassen hat, was etwas zu tun hat mit der sog. 68er-Generation und ihren Auf-Brüchen, was zu tun hat mit der Ost-West-Entspannung und dem Ende des „kalten Krieges“, was sicher zu tun hat mit einer multikulturellen Entwicklung gesellschaftlicher Wirklichkeit und Werte (Jugendliche nehmen relativ sensibel einen Wertepluralismus und eine Sinnkrise wahr – Ruth Cohen spricht von der „Zuvielisation“, in der wir leben) und was sicher auch zu tun hat mit einer Individualisierung, die für den Einzelnen eine Platzierung in der Gesellschaft riskanter, die Jugendkulturen diffuser, paralleler, „gleichzeitiger“ macht. Das Ensemble dieser mehr erspürten als analysierten Lebensumstände dürfte das Bedürfnis verstärken, Komplexität zu reduzieren, zu einer Vereinfachung und Zuspitzung von Erklärungen, Handlungslogiken oder eigenen Lebenszielen zu kommen. Rechtsextremistische Orientierungen sind dann natürlich nur ein „Lösungsversuch“ neben anderen.

Dabei bleibt hervorzuheben, dass es **den** Rechtsextremismus nicht gibt. Wenn wir auf die rechtsextremistische Szene schauen – Stichwort für die Ursachendiskussion war vorhin, wie vor zwanzig Jahren auch schon: Arbeitslosigkeit – treffen wir auf ganz unterschiedliche Ausprägungen. Ich unterscheide hier beispielhaft und plakativ zwischen den „Stabilen“ und den „Instabilen“.

Die „stabilen“ Rechtsextremisten, die wir eher im Bereich des organisierten und organisierenden Spektrums antreffen, haben in der Regel eine abgeschlossene Schulbildung und eher unauffällige Biografien, auch Berufsbiografien. Das deckt sich also mit den bereits vorgenommenen Charakterisierungen. Diese Jugendlichen übernehmen auch gesellschaftliche Erfolgserwartungen, fühlen sich also als Sachwalter eines Leistungsgedankens, den unsere Gesellschaft ja wieder zunehmend propagiert angesichts knapper Ressourcen und Chancen. Sie haben ein eher instrumentelles Verhältnis zur Arbeit, machen ihren Job für Geld und sehen inhaltliche und Selbstverwirklichungsaspekte dann etwa in der politischen Arbeit.

Gleichwohl haben diese jungen Leute aber auch mit dem Risiko und der Enttäuschung zu tun, den diese Erfolgsorientierung mit sich bringt. In der Regel können sie nicht so erfolgreich sein – und die damit verbundenen Unsicherheiten werden nach außen projiziert, z. B. auf die Ausländer, die ihnen Jobs, Frauen und Wohnung streitig machen.

Die hier so zusammengefassten eher „instabilen“ rechtsextrem orientierten Jugendlichen haben in der Regel eine andere Sozialisation und einen „gebrocheneren“ lebensweltlichen Hintergrund, weil sie etwa bereits in einem sozialen Umfeld aufgewachsen sind, das sie stärker mit Feindseligkeiten, mit Abgrenzung, mit Erfolglosigkeit konfrontiert hat. Sie erleben mehr bzw. offenere Konfliktfelder, oft schon in der Familie, und sind deshalb auch eher außenorientiert, also weniger motiviert im Sinne gesellschaftlicher Erfolgserwartungen, aber auch außenorientiert im Sinne von entlastenden Deutungs- und Handlungsmustern. Diesen Hintergrund finden wir zum Beispiel überdurchschnittlich oft in der Skinhead-Szene. Solche Jugendlichen nehmen angebotene Impulse auf – über Kontaktszenen, zum Beispiel Fußball-Hooligans u. a. – und sie werden dann etwa zu selbsternannten „Exekutoren“, nicht selten als „Alkoholtäter“, die – diskriminierend formuliert – nicht viel in der Birne haben, aber zu funktionalen Erfüllungsgehilfen rechtsextremer Strategen werden: Hier finden sie plötzlich einen Rahmen, der ihr „Realitäts-Patchwork“ zusammenfügt und konkurrenzlos Raum gibt für die sonst mangelnden Größenphantasien. Wer „nur noch“(!) stolz ist, ein Deutscher zu sein, muss diesen schmalen Streifen Identität mit dem Stiefelschaft verteidigen.

Wenn wir also über Rechtsextremismus und Rechtsextremisten reden, sollten wir immer wieder diese Differenzierung vornehmen, wie ja auch in anderen Bereichen: Es gibt eben nicht **die** Frauen und **die** Männer oder **die** Linken oder **die** Sozialdemokraten - **die** Grünen schon gar nicht, wie wir aus der Diskussion der letzten Zeit wissen.

Unterschätzen wir nicht die Notwendigkeit, in der Analyse und Einschätzung des rechtsextremistischen Spektrums deutlich zu differenzieren. Ich kann das an dieser Stelle nur andeuten. So will ich hinweisen auf jüngste Mahnungen von Hochschullehrern, die eine eher intellektuell ausgerichtete „neue Rechte“ an den Universitäten in wachsendem Maße ausmachen³. Diese ideologische Aktivistengruppe dominiert aber auch manch einschlägiges Stichwort im Internet mit raffinierten, weil auf den ersten Blick nicht unbedingt durchschaubaren „revisionistischen“ Darstellungen.

Und ich erinnere an die so genannten Alkoholtäter, die von Neonaziköpfen wie Michael Kühnen (und Nachfolgern) sehr bewusst in ihrer Verfügbarkeit *und* Begrenztheit angesprochen wie genutzt wurden. Von deren geringer Fähigkeit, ideologische Deutungsmuster zu durchdringen oder gar in der „Bewegung“ eine organisierende Rolle zu spielen, waren und sind solche Führer immer überzeugt. Diese bleiben also eher unorganisiert, werden anlassbezogen aktiv und sind entsprechend gut zu instrumentalisieren, so etwa von politischen Parteien wie der NPD (vgl. deren Ordnerdienst in den späten 60er Jahren). Gerade bei den „labilen“ Rechtsextremen bleibt die aktive Phase in der rechten Szene oft episodisch. Allerdings sind gerade sie oft genug sozusagen „ad hoc“ zu Gewalttätern geworden, etwa bei ausländerfeindlichen Anschlägen. Sie brauchen nach meiner Überzeugung weniger staatliche „Aussteigerprogramme“ als lebensweltliche Chancen.

Günther Deckert etwa, ehemaliger Lehrer und Anfang der 80er Jahre eine wichtige Leitfigur für „Junge Nationaldemokraten“ innerhalb der NPD, hat im Gespräch immer wieder hervorgehoben, dass die jungen

³ Für Hessen hat Ute Schad (in: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament, B 26/99, S. 23-29) einen harten Kern von 4% und tendenziell 11% „Autoritären“ ausgemacht, die demnach vor allem in Fachbereichen wie Jura, Wirtschafts- und Ingenieurwissenschaften zu finden sind – also unter dem künftigen Führungspersonal von Wirtschaft, Politik und Verwaltung.

Leute Erfolgserlebnisse bräuchten – und dass die national orientierten Gruppen eine wichtige Aufgabe darin sähen, solche Erfahrungen zu ermöglichen und damit letztlich auch ideologische Bindungen zu schaffen. Diese Kombination aus Zugehörigkeitsgefühl (etwa auch über Konzert-„Events“ mit Skinhead-Musik) und zunehmend professioneller Vernetzung kleiner und schwer auszurechnender „Kameradschaften“ sollte uns in jedem Falle sehr aufmerksam bleiben lassen: Es gibt nichts zu verniedlichen – aber auch wenig Anlass zur Dramatisierung.

Rechte Milieus und kulturelle Einflüsse

In der Diskussion, Heitmeyer wurde bereits angesprochen, hat es in der letzten Zeit ja auch Interpretationsversuche gegeben, die – ähnlich wie die jüngste Shell-Jugendstudie – Jugendliche und Szenen nach sozial-kulturellen „Milieus“ und nach gesellschaftlichen kulturellen Strömungen sortieren. Als Beispiel dafür mag eine aktuelle Studie der Firma Sinus Soziovision in Heidelberg herhalten, die mit so einem Milieukonzept arbeitet. Ich beziehe mich mit einigen Hinweisen auf einen Beitrag von Sinus-Autor Carsten Wippermann.⁴

Die Untersuchung analysiert u. a. Milieus und Strömungen im Kontext ausländerfeindlicher Gewaltbereitschaft. Diese Haltung weisen etwa vier Prozent der Bevölkerung in stabiler Form auf („Nationalismus“ stellen die Autoren bei rund 45 Prozent, „Angst vor Überfremdung“ bei 39 Prozent der Befragten fest). Auf sozial-kulturelle Milieus bezogen, findet sich ausländerfeindliche Gewaltbereitschaft überdurchschnittlich häufig in der „modernen Unterschicht“, der eine „konsum-materialistische“ und zum Teil – im Übergang zur unteren Mittelschicht – „hedonistische“ Grundorientierung zugeschrieben wird.

⁴ Wippermann, C.: Die kulturellen Quellen und Motive rechtsradikaler Gewalt. In: proJugend 1/2001, S. 4 - 8; vgl. auch in: Jugend & Gesellschaft 1/2001, S. 4ff.

Kulturelle Zentren rechter Überzeugungen sind danach aber vor allem auch die Milieus der „traditionellen“ und „modernen“ Mitte. Während man hier von der manifesten Gewalt eher Abstand hält, sind in diesem konservativ-materialistischen Milieu nationalistische Einstellungen und Fremden-Ressentiments überdurchschnittlich präsent. Diese Milieus, so Wippermann, „(bereiten) damit ungewollt den Boden für Rechts-extremismus und Gewalt gegen Ausländer“. Das ungehemmtere Potenzial für den Übergang von Haltung zu Handeln in den genannten Milieus der Unter- und Mittelschicht wird so gewissermaßen ermutigt und ‚aktiviert‘ – umgekehrt ergibt sich aus den Schnittmengen eine Legitimation für ein ‚Handeln mit Mandat‘ (s. o.)!

Die Sinus-Analyse eröffnet noch einen ganz anderen Blick auf die Motivlage rechtsextremer Gewalttäter: Sie beschreibt eine „spezifische Erlebnisorientierung im Sinne von starken Reizen („Thrill and Action“)" und findet darin eine Erklärung für die Dominanz Jugendlicher unter den Gewalttätern sowie die Zusammenrottung von Gruppen vor Hetzjagden oder Brandanschlägen. „Ein Brandanschlag hat für sie – unbewusst – den Charakter eines Events, wird begriffen als eine Veranstaltung mit einer besonderen Ästhetik, emotionalen Aufladung und Gemeinschaftserleben (und ist darin motivationspsychologisch anderen Events durchaus ähnlich). Rechtsradikale Gewalt hat also (heute?) diese Doppelstruktur von Ideologie *und* Erlebnissehnsucht“.⁵

Es folgt ein kleiner Gedankenausflug zu der Frage, wo solche Übergänge angelegt sind, aus denen bei (jungen) Menschen Entscheidungen abgeleitet werden, deren Richtung nach rechts weist, die politisch autoritäre Orientierungen ergeben, sich eher in Richtung Vereinfachung oder Fremdenfeindlichkeit entwickeln.

Nach Norbert Elias wiederholt jedes Kind in seiner Entwicklung wichtige Prozesse des gesamten Zivilisationsprozesses. Ein Kernpunkt

dabei ist für ihn die Verwandlung von Fremdzwängen in Selbstzwänge. Das schließt auch körperliche Aspekte ein. Was an mich herangetragen wird, mache ich danach Schritt für Schritt zu meiner Sache und werde deshalb fähig, auch sozialverantwortlich und in persönlicher Verantwortungsübernahme damit umzugehen. Die äußere Gewaltanwendung wird folgerichtig in dem Maße überflüssig, wie Menschen lernen, sich und ihre Affekte im Zaum zu halten und zu kontrollieren. Der Staat nun monopolisiert die körperliche Gewalt, in unserer Gesellschaft ist das ja so – wir haben Polizei und Militär, die qua Auftrag diese Funktion übernehmen; und eine Verletzung dieser Regeln erzeugt in der Regel dann auch einen starken Klärungsbedarf – das hat ja die Debatte um Joschka Fischers Vergangenheit deutlich gezeigt. Gefordert ist also eine gewisse Fähigkeit, sich zu beherrschen und auch ein Stück weit beherrschen *zu lassen*.

Übereinstimmung lässt sich bei vielen pädagogisch und kulturell sensibilisierten Fachleuten darüber finden, dass es hinsichtlich der allgemeinen Gewalttoleranz in unserer Gesellschaft zunehmend Entgrenzungen gibt. Sie beobachten schon im Vor- oder Grundschulalter – und das heißt natürlich: unabhängig von irgendwelchen Rechtsextremismustendenzen – immer häufiger, dass ein Teil der Kinder überaus verletzlich erscheint, sehr schnell die Impulskontrolle verliert, überzogen aggressiv reagiert und sozusagen mit archaischen Kampfmustern auf andere losgeht. „Nix wie drauf!“ heißt die Devise – aber immer in der Überzeugung, im Recht, weil in einer Verteidigungsposition, zu sein.

Dieses Muster aber finden wir auch in den Selbstdeutungen rechtsextremer gewaltbereiter Jugendlicher wieder. Sie erleben sich umzingelt von feindlichen Mächten („Finanzkapital“, „Weltjudentum“, „Systemparteien“, „Roten“ u.a.), auf deren Vernichtungstreben sie mit vorsorglicher Gewalt reagieren müssen. Solche Parallelitäten müssen uns wachsam machen für Vorgänge und Prozesse der Entgrenzung und Entdifferenzierung.

⁵ Wippermann, o. Fn. 5 (proJugend), S. 8.

Eisenberg und Gronemeyer⁶ bestehen darauf, dass „eines der zentralen Geheimnisse von Herrschaft darin besteht, dass sie als eine Variante des Familiengeschehens erscheint“, also als das Erbe der elterlichen bzw. erwachsenen Autorität, das, was die Psychoanalyse dann Über-Ich nennt. Fehlen solche Tradierungen und die regelhafte Durchsetzung von Werten und Maßstäben, etwa im Umgang mit dem (staatlichen) Gewaltmonopol, und erzwingt ihre Infragestellung keine rationalen Diskurse, sondern irrationale Umdeutungen der Wirklichkeit, so können personale wie soziale Verunsicherungen mit gesellschaftlichen Erosionsprozessen einhergehen.

Solche Auflösungsvorgänge können instrumentalisiert und „umgeleitet“ werden, wie wir es in der Auseinandersetzung mit faschistischer Formierung, mit faschistischem Körperkult oder mit der gezielten Missachtung des fremden Körpers bis hin zu medizinischen Versuchen vorfinden.

Robespierre etwa, als Vertreter des revolutionären Bürgertums in der französischen Revolution – und offenbar auch ein Mann der Entdifferenzierung – wünschte sich vor gut 200 Jahren „das richtige Tun ohne Denken“, also Reflexe statt Reflektion. Es scheint so, als könnten wir solche Vorgänge heute öfter beobachten, archaische Motive, Muster, Vereinfachungen, die aber eben nicht erst von den betroffenen Jugendlichen vorgenommen werden, sondern die Ihnen offensichtlich ein Stück vorgelebt werden.

Angesichts so genannter „national befreiter Zonen“ in manchen Gemeinden der neuen Bundesländer scheint sogar die Sorge berechtigt, dass – zumindest regional – ein kollektiver Realitätsverlust einhergehen könnte mit einer „Primitivisierung“ der Informationsverarbeitung, die der Psychoanalytiker Leo Löwenthal in den dreißiger Jahren als „umgekehrte Psychoanalyse“ bezeichnet hat, eine bewusste Nut-

⁶ Eisenberg, G.; Gronemeyer, R.: Jugend und Gewalt. Reinbek 1994.

zung eher primitiver Methoden der Reizverarbeitung zum Zwecke der faschistischen Propaganda: „Die neurotischen Ängste, die kognitiven Verunsicherungen und Regressionsneigungen werden aufgegriffen und mit dem Zweck systematisch verstärkt, den ‚Patienten‘ nicht mündig werden zu lassen“⁷. Hier gilt es, Mediensprache und politische Diskurse sorgfältig im Auge zu haben.

Das alles könnte damit zu tun haben, dass die Integrationskraft der Gesellschaft, vor allem der Arbeitsgesellschaft, offensichtlich langsam nachlässt, dass das Einfädeln von (jungen) Menschen in einen Prozess von Arbeit und Reproduktion, personaler Bedeutsamkeit und sozialer Verantwortung immer häufiger misslingt oder unzuverlässig wird und nicht nachhaltig erkennbar ist. Zugleich werden offenbar die vorhin genannten Selbstzwänge gelockert: persönliche Bindungen, soziale Zugehörigkeiten, gesellschaftliche Verbindlichkeiten, kollektive Normen... Salopp ausgedrückt: Desintegrative Verhaltensmuster, wie sie vielleicht im Blaumachen, im Schwarzfahren oder im Rotsehen erkennbar sind, werden salon- und medienfähig.

So gesehen, könnten wir es mit einem Aggressionsschub in der Gesellschaft – nicht zu verwechseln mit dem Individualisierungs-Schub, den Heitmeyer diagnostiziert⁸ – zu tun haben, bei dem auch viel Autoaggression im Spiel ist: Bedenken Sie bitte – jetzt aus der Sicht des Gesundheitsförderers gesprochen – dass in unserer Gesellschaft entgegen früherer Generationen und Epochen grundlegende Kulturtechniken, wie das Essen, zu einem Problem geworden sind. Wir finden heute massive Ess-Störungen in unserer Gesellschaft, zunehmend nicht mehr nur bei Frauen, sondern auch bei Männern.

⁷ Löwenthal, zit. Bei Eisenberg/Gronemeyer, S. 72.

⁸ Vgl. z. B. Heitmeyer, W.: Rechtsextreme Orientierungen bei Jugendlichen. Weinheim 1987, S. 63 ff.

Die Dinge des täglichen Lebens also, die normalerweise auch in der Familie gelebt und gelernt werden, werden real immer weniger gelernt. Auch hier gibt es eine Zerstörung von Selbstverständlichkeiten und von Tradierungen, die uns möglicherweise auch ein bisschen auf die Spur bringen, nach dem Motto: „Wenn Du es eilig hast, mache einen Umweg“. An dieser Stelle muss der Eindruck genügen, dass es offenbar schwieriger wird, so etwas wie eine Steuerung von Entwicklungen bei Kindern und Jugendlichen durch Vertrautes zu gewährleisten, so dass Menschen stärker auf externe, auf äußere Reize angewiesen sind.

Das wiederum könnte ja im Sinne einer gesellschaftlichen Entwicklung in Richtung Individualisierung durchaus als angemessen gelten, denn die Differenziertheit von Familie heutzutage ist ja im Sinne einer Konsumorientierung sehr sinnvoll: Letztlich muss da jeder für sich selber sorgen und jeder seinen eigenen Kühlschrank kaufen und nicht nach Großfamilien- und WG-Art einen gemeinsamen großen Kühlschrank, der gar noch zwanzig Jahre hält. Es ist folglich gar nicht unbedingt opportun, unter unseren gegenwärtigen Entwicklungsbedingungen für eine nachhaltige Struktur vorzusorgen. Übrigens hat eine Studie im Rhein-Neckar-Kreis gerade ergeben, dass bereits ein Viertel aller Zehnjährigen über ein eigenes Fernsehgerät und einen eigenen PC verfügt.

Wir haben vorhin einiges gehört zu der Frage, was denn das für Jugendliche sind, die sich nach rechts orientieren. Hat das auch zu tun mit der Rede von den Modernisierungsverlierern? Hat es zu tun mit dem Stichwort Wohlstandschauvinismus? Wie reagiert jemand auf die Forderungen und Überforderungen unseres Alltages? Hier muss es darauf ankommen, unterschiedliche Wahrnehmungen genau zu prüfen, um festzustellen, dass Rechtsextremismus sich aus verschiedenen Erfahrungshintergründen und Wirklichkeitsdeutungen speisen kann.

Es können also sehr wohl solche Jugendlichen sein, die nicht so anpassungsfähig sind, alle drei Jahre einen neuen Job zu ergattern und

sich auf eine Fortbildungskarriere einzustellen – wie es viele Menschen heute von vornherein tun – sondern dann den Eindruck gewinnen: Ich werde abgehängt und nun schlage ich zurück, weil ich mal gedacht hatte, ich bin bereit, in dieser Gesellschaft eine Stellung einzunehmen, und jetzt stelle ich fest, dass das, was ich konnte, überhaupt nicht mehr relevant ist. Modernisierungsverlierer...

Wohlstandschauvinisten sind dann diejenigen, die etwa nach der „Wende“ plötzlich gemerkt haben: Moment mal, jetzt sollen wir „teilen statt spalten“, und das heißt aber, dass mein gesellschaftlicher Status in Frage gestellt wird – und sei es nur dadurch, dass jetzt durch die Öffnung nach Osten der Lohn gedrückt wird oder dergleichen. So entsteht ein Chauvinismus, ein Abschotten nach außen, das sich durch die Veränderungen verstärkt, die etwa eine Öffnung mit sich bringt. Wenn man bedenkt, wie gestern im Radio zu hören war, dass die Bauwirtschaft beklagt, reihenweise gingen derzeit die Betriebe kaputt, weil durch die Billiganbieter aus dem Osten die Preise für Angebote dermaßen „in den Keller“ gegangen sind, dass deutsche Unternehmen mit ihren Sozialleistungen nicht mehr mithalten könnten... Solche Vorgänge, verbunden mit dumpfen Vorurteilen und fehlender Differenzierung, erzeugen eine Spannung, die dann Auswege und Entlastung braucht: *Eine* Entlastung bieten da Feindbilder, mit denen die Betroffenen ihre Enttäuschung und ihre Sorge nach außen projizieren können.

Kinder, hat Jean Paul Sartre gesagt, müssen ein „Mandat zum Leben“ haben, sie brauchen diese unbezweifelbare Wertigkeit, er nennt das Valorisierung, damit sie tatsächlich möglichst früh und nachhaltig die Gewissheit haben, dass sie in dieser Gesellschaft „angekommen“ und willkommen sind, einen Wert haben. Ein Teil der jugendlichen Rechts-extremisten, mit denen wir heute zu tun haben, könnten zu jener Gruppe gehören, die diese Wertigkeit nicht oder als regelmäßig gefährdet erlebt haben. Nun wollen sie sich gewissermaßen Bedeutung zurückholen und sichern, indem sie die unbezweifelbare „Rest-Identität“ (deutsch, weiß, stark) aggressiv „aufladen“ und soziale Wirklichkeit durch – im Wortsinn – brutale Reduktion selektiv erklärbar machen.

In unseren Interviews vor zwanzig Jahren gab es schon einige Anzeichen dafür, dass solche Motive eine Rolle spielen könnten. In der pädagogischen Diskussion der letzten Zeit hat die Überlegung eine Rolle gespielt, dass wir in Familie und anderen Erziehungsinstanzen bestimmte Aspekte der Aggressivität nicht mit sozialisieren, dass wir bei „unseren“ Kindern zu oft eine Art Aggressionsstau produzieren... Wir kennen zunehmend Kindergarten- und Schulprojekte, wie in Heidelberg das Projekt „Faustlos“ in Grundschulen, bei denen Kinder herangeführt werden an das Vermögen, angemessen mit Emotionen umgehen zu können, indem sie so etwas wie ein Empathietraining machen. Dass so etwas offenbar nötig ist, lässt sich möglicherweise mit dem belegen, wozu ich Indizien angeführt habe.

Wenn Kinder heute immer häufiger nicht mehr angemessen damit umgehen können, ihre Emotionen auszudrücken oder die von anderen zu erkennen, könnte dies ein Hinweis darauf sein, dass in der Qualität des Zusammenlebens von Erwachsenen und Kindern bestimmte Dinge ausgeblendet oder geschwächt werden, die dann eine Art Schleuse sein können für totalitäre Deutungsangebote – vor allem zu einem Zeitpunkt, wo das relevant wird, etwa in Pubertät und Adoleszenz. Wir wissen, dass die jungen Leute, die Anschläge auf Asylbewerberheime gemacht haben, zum Teil wirklich 14-jährige waren, die also sicherlich keine politische Sozialisation durchlaufen hatten – höchstens eine Verunsicherung in ihrer eigenen Entwicklung. Gewalt als willkommene Gelegenheit.

Die kreisförmige Diskussion um Rechtsextremismus führt mich auch zu der Überlegung, die Emil Durkheim als Soziologe formuliert hat: Normverletzungen seien für die soziale Integration in der modernen Gesellschaft von großer Bedeutung. Seine These: Die Überschreitung der Norm schafft diese nicht ab, sondern unterstreicht ihre Geltung. Auch ein rechtsextremistischer Gewalttäter nimmt möglicherweise – ich zitiere oder paraphasiere, was Durkheim geschrieben hat – „die verbotenen Wünsche der anständigen Menschen auf sich“. Ich denke

an den ‚Aufstand der Anständigen‘, diese große Demonstration mit Bundeskanzler und so weiter in Berlin. „Im Bösen kann der Bürger den Teil von sich selbst hassen, den er von sich weist“: Wir brauchen vielleicht „die“ Rechtsextremisten, um unsere eigene Unzufriedenheit noch im Zaume zu halten und uns unserer demokratischen „Rest-Identität“ zu versichern.

Das ist eine Debatte, die uns auch in unseren verschiedenen berufsständischen Überlegungen bewegen sollte, um zu schauen: Mit wem haben wir es zu tun; inwieweit sind wir selbst an dem beteiligt, was wir da behandeln, bewerten oder gar bekämpfen sollen. Ein Gedanke, der sich nicht aufdrängt, aber von dem ich glaube, dass wir ihn in der Diskussion um den angemessenen Umgang mit rechten Phänomenen noch brauchen werden.

Ein-Sichten zu Aus-Sichten machen!

Zum Schluss einige Gedanken dazu, was die Vorüberlegungen für konkretes Handeln hergeben. Werfen wir einen Blick auf das breite Feld pädagogischen Tuns, vor allem auf den Beziehungsaspekt, gerade den von Erwachsenen und Nichterwachsenen. Kurt Möller von der Fachhochschule Esslingen hat einige Auffälligkeiten oder, anders gesagt, Anfälligkeiten für rechte Haltungen beschrieben.⁹

Dazu gehören Sozialisationsbedingungen und Lebenssituationen, die den Erwerb eines Selbstwertes erschweren. Hier geht es etwa darum, über vordergründige Gewissheitsversprechen hinaus, wie sie eine rassistische Selbstzuordnung oder nationalistische Überhöhung darstellen, so etwas wie dauerhafte und situativ flexibel einsetzbare Sicherheiten zu vermitteln. Also die Chance bieten, sich eben nicht auf

⁹ Vgl. etwa Möller, K.: Rechte Kids. Eine Langzeitstudie über Auf- und Abbau rechtsextremistischer Orientierungen bei 13- bis 15-Jährigen. Weinheim 2000; ders.: Die Spitze des Eisbergs. In: ProJugend, 1/2000, S. 9ff.

die kleinen, schnellen und einfachen Geschichtsdeutungen oder Identitätsangebote einzulassen, sondern in einer flexiblen, aber auch auf Dauer angelegten Beziehungsarbeit für Jugendliche so etwas wie eine Lebensperspektive zu vermitteln.

Möller betont dabei, dass es gelingen muss, jungen Leuten das Gefühl zu vermitteln, a) die eigenen Geschicke im Griff zu halten, b) nicht hilflos zum Spielball fremder Mächte zu werden und c) als unverwechselbare sozial anerkannte Person sozialen Austausch pflegen zu können. Ich fand das auch deshalb spannend, weil hier genau der Ansatz der Gesundheitsförderung berührt wird, den wir, nach einer Theorie von Aaron Antonovsky, „Salutogenese“ nennen: Danach werden (vor allem junge) Menschen dann ein gesundes Verhältnis zu sich, den Herausforderungen ihres Lebens und ihrem Umfeld haben, wenn es ihnen gelingt, so etwas wie ein grundlegendes Vertrauen zu entwickeln, dass

1. die Herausforderungen, die an sie herangetragen werden, in irgendeiner Weise verstehbar sind und sie nicht überfordern; dass diese
2. aus der persönlichen Perspektive als handhabbar erscheinen, also mit der inneren Überzeugung verknüpft, „ich habe das Vermögen, die sozialen Beziehungen, vielleicht auch die materiellen Grundlagen, um mich mit dem, was an mich herangetragen wird an Herausforderungen, auseinander zu setzen; und dass
3. die verschiedenen Herausforderungen meines Alltags mir insgesamt als sinnerfüllt erscheinen, auch in ihrer Kompliziertheit und bei so mancher Enttäuschung – so dass ich eben nicht die Sinnperspektiven von irgendwelchen Handlungsreisenden in Sachen Rechtsextremismus als das nehmen muss, was mir dann endlich eine Perspektive zurecht deutet, wenn alles andere nicht klappt.

Ich kann das natürlich jetzt nicht weiter ausführen, aber mich ermutigt diese Arbeitshypothese, auch aus der Perspektive der Gesundheitsförderung mitzuhelfen. Wenn wir also in Schulen Beratungen machen, mit Lehrerkollegien arbeiten, in Richtung auf eine gewaltpräventive, auf eine empathische, auf eine mitfühlende, aber auch regelhafte und sinnstiftende Atmosphäre in der Zusammenarbeit von Schulgemeinschaften, dann stärken wir alle Beteiligten auch auf dem Weg zu einer „Sozialisation gegen rechts“.

Jugendliche Rechtsextremisten zeigen in der Tat einige Verhaltens- und Erklärungsmuster, die anschließen an die Vor-Überlegungen. Sie beschreiben zum einen, und ich kann das jetzt nicht mit Zitaten und Beispielen aus unseren Langzeitinterviews belegen, so etwas wie Deprivationserfahrungen: Zwischen den Versprechungen und Möglichkeiten, die unsere Gesellschaft bietet und dem, was daraus individuell zu machen ist, erleben sie so viele Widersprüche, dass die Logik der Gesellschaft für sie in Frage gestellt werden muss. Auf der einen Seite übernehmen sie Erwartungen wie Leistungsdruck und akzeptieren durchaus die Reproduktions-Logik der Gesellschaft, andererseits erfahren sie regelmäßig das Misslingen einer solchen Erfolgslogik und nutzen die Chance, für dieses Scheitern Schuldige auszudeuten – vom ausländischen Nachbarn nebenan bis hin zum „Weltjudentum“.

Sie fühlen sich in ihren Interessen nicht vertreten, sie entwickeln ein Menschenbild, das von moralischem Rigorismus geprägt ist, von Selbst- und Menschenverachtung – wir dürfen ja nicht vergessen, dass ein menschenverachtendes Verhalten bis hin zum Brandanschlag immer auch mit einer Portion Selbstverachtung zu tun hat. Ich muss ja zu mir selber auch ein relativ gebrochenes Verhältnis haben, wenn ich bereit bin, eine solche Grenze zu überschreiten und das auch mit meinen sinnlichen Erfahrungen zu vereinbaren.

Hier spielt auch das Körperbild rechtsextrem orientierter Jugendlicher – und das greift noch einen anderen Gesichtspunkt auf – eine Rolle: Wie bewerte ich eigentlich die Integrität auch meiner physischen Exis-

tenz und wie setze ich sie ein. Dazu nun doch noch ein wörtliches Zitat von Frank S., einem damals 23jährigen aus Frankfurt, der ein Jahr nach dem Interview an der Schweizer Grenze, beim Versuch Waffen zu schmuggeln, zwei Grenzer erschoss, bevor er selbst erschossen wurde: Er sagt: „Dazu kommt natürlich auch, dass wir unseren Wert nicht so sehr persönlich sehen, also dass wir unseren Wert nicht so sehr in unserer Persönlichkeit, in unserem Fleisch oder so sehen, sondern dass wir unseren Wert in unserer Effektivität des Kampfes sehen“. Derartig „hermetische“ Selbst- und Fremdbilder wurden uns oft geschildert bei den rigorosen Neonazis, die dann auch bereit waren, für ihre Überzeugungen ins Gefängnis zu gehen („Ein Nazi ohne Knast ist wie ein Schiff ohne Mast“) und mit ihrer bürgerlichen Existenz zu brechen. Wohlgemerkt: In der fallbezogenen Auseinandersetzung haben Sie es weitestgehend wohl weniger mit rechtsextremen Persönlichkeiten zu tun, die für sich einen solchen moralischen Rigorismus beanspruchen, sondern eher mit den „Gebrochenen“, die noch eine Verbindung zu ihrem bürgerlichen Alltag – und einer aus Einsicht wählbaren Perspektive – haben.

Gegen rechte Sinn- und Deutungsangebote helfen alle Strategien, die es jungen Menschen ermöglichen, Verhalten zu reflektieren *und* mit Verhalten angenommen zu werden. Das ist das Problem mit der Konfrontation. Wenn ich konfrontiere, muss ich ein Angebot machen. Die Konfrontation muss einschließen, dass es einen Grund dafür gibt, wenn jemand so ist, wie er gerade ist. Einem fremdenfeindlichen Jugendlichen kann ich nicht vermitteln: „Du musst bekloppt sein, dass Du fremdenfeindlich bist, weil ich Dir doch nachweisen kann, dass die ganz nett sind und auch Steuern bringen...“ - sondern ich muss aufgreifen (können), dass er einen Anlass hat, fremdenfeindlich zu sein. Ich muss an die Interessen heran, die dazu beitragen, dass jemand verunsichert ist in seiner Existenz, dass er Feindbilder braucht, dass ihn das irgendwie zusammenhält, weil er sonst möglicherweise „auseinander fliegt“, dekompenziert, sich als „Loser“ erlebt.

Die zweite Ebene gegen rechte Handlungs- und Deutungsangebote muss die Auseinandersetzung mit Kompromiss- und Konfliktfähigkeit

sein. Es ist ja auch ein Konfliktvermeidungsverhalten, wenn ich Feindbilder aufbaue, denn ich gehe ja an den Kern (m)einer Situation nicht heran. Aus der ethnologischen Perspektive gibt es beispielsweise Modelle, mit Jugendlichen an ihren Namen zu arbeiten. Gemeinsam wird praktisch die Herkunft von Namen erforscht, um dann festzustellen, dass auch die selbstbewussten Deutschnationalen oft Namen haben, die ursprünglich aus anderen ethnischen oder kulturellen Zusammenhängen stammen. So werden die Beteiligten ernst genommen mit ihrer Identität – Wo komme ich her? Wer bin ich? – und gleichzeitig erfahren sie Übergänge, die subjektiv vielleicht nicht recht sind, aber zeigen, dass Einseitigkeit blind macht – sogar für ureigenste Lebenswelten.

Die Fähigkeit zum Wechsel von Perspektiven gehört dazu – das scheint mir ein wichtiger Beziehungsaspekt zu sein – und natürlich die Fähigkeit zur Empathie, d. h. sich einfühlen zu können in Menschen, die anders sind als ich. Das sind natürlich gleichzeitig auch alles Bausteine einer interkulturellen Pädagogik. Und damit sind wir dann an dem Punkt, dass die eigentliche Prävention eine sein müsste, die keine Überschrift hat, sondern so etwas wie „Leben lernen“, „lebens- und liebenswert sein“, „Selbstwertgefühl entwickeln“ zum Zentrum pädagogischer und sozialer Bemühungen hat. Ähnliches wissen wir aus der suchtunspezifischen Prävention schon seit einigen Jahren.

Wir enden gewissermaßen an dem schwierigen Punkt, dass wir eigentlich sehr gute Pädagogen, Bezugspersonen, Fachleute brauchen, die gar nicht so sehr spezialisiert sind auf Rechtsextremismus oder auf andere Spezialgebiete, sondern in jedem Falle vor allem diesen Blick auf die Stärkung von Lebensfähigkeit und auf die Qualität eines demokratischen Profils, auch: Persönlichkeitsprofils haben.

Eine Werteerziehung, die ja in extrem pluralistischen und individualistischen Zeiten durchaus zu Recht gefordert wird, bedarf in erster Linie guter Erzieher/innen. Wir brauchen dazu Menschen mit Profil und ohne „heimliche Lehrpläne“, nach denen auch ausgegrenzt und stigmatisiert wird, wenngleich feiner und über die „legalen“ Kulturtechniken:

Sprache, Missachtung, Demütigung. Die Würde des Kindes ist antastbar

Wir brauchen eine wachsame Öffentlichkeit, in der einerseits rechts-extreme Tendenzen bei jungen Menschen nicht vorschnell *Stigmatisierungsprozesse* auslösen und zur (oft folgenlosen) *Skandalisierung* führen, die rechte Deutungsmuster sogar verfestigen kann und manchmal erst eine rechtsextreme Identität „stiftet“. Andererseits gilt es, öffentliche Aufmerksamkeit zu entwickeln, um für rechtsextreme Gruppen, „Kameradschaften“ und Parteien die *Inszenierung von Größenerlebnissen* so schwierig wie möglich zu machen. Eine NPD-Demonstration gehört nicht unter das Brandenburger Tor, und den Rausch eines Fackelmarsches durch eine bundesdeutsche Großstadt sollten demokratische Mehrheiten nicht zulassen.

Wir brauchen Institutionen, deren Sachwalter bereit sind, selbst Werte oder Leitbilder zu entwickeln und diese Werte zu reflektieren: Wir brauchen solche Schulen und solche Polizeidienststellen, wir brauchen auch solche Gerichte, in denen diese Wertigkeiten auch immer gefragt sind und hinterfragt werden. Das alles funktioniert nur interdisziplinär, nicht im stillen Kämmerlein, und deshalb bin ich auch froh, wenn Veranstaltungen wie die heutige bewusst mit diesem interdisziplinären Anliegen auftreten.

Wir brauchen Erwachsenenkulturen, in denen so etwas wie Verantwortungsbewusstsein gegenüber öffentlichen Äußerungen – denken Sie an das Zeitungsbeispiel am Anfang - lebt, wir brauchen eine „erwachsene“ Kommunikation, in der so etwas wie Streitkultur möglich ist, auch im kollegialen Umgang. Ich berate viele Schulen, in denen Streitkultur oft eher schlecht ausgeprägt ist. Da stellt sich schon die Frage, wie Lehrer Schülern so etwas wie Empathie und Streitfähigkeit beibringen sollen, wenn sie es selbst nicht fertig bringen oder wenn Eltern und Lehrer nicht miteinander umgehen können.

Wir brauchen Erwachsenenkulturen, in denen Zivilcourage gelernt und geübt wird. Dafür gibt es inzwischen große Projekte in Städten – ich war vor kurzem in Hamburg, als dort die Polizei ein Großprojekt zum Thema Zivilcourage startete. Das sind auf den ersten Blick ganz unspezifische Fragestellungen. Es gibt umgekehrt sicherlich gezielte Strategien, wie man etwa das Thema Fremdenfeindlichkeit im Unterricht mit 14-jährigen Hauptschülern angehen kann – hier schlummern Anregungen, die man an anderer Stelle verarbeiten könnte.

Ich behaupte, wir brauchen vor allen Dingen dieses vernetzte Denken zwischen den Professionen, weil rechte Weltbilder so sehr von diesem Vereinfachen leben, die Reduktion von Komplexität ebenso zum Sonderangebot machen wie die Produktion von scheinbaren einfachen Wahrheiten, im Internet wie im persönlichen Kontakt. Und wenn es uns gelingt, neben der klaren und „belebten“ Darstellung von Werten, Zielen und Grenzen immer wieder so etwas wie Mehrdeutigkeit, Zwischentöne und ein „Sowohl-als-auch“ unserer bunten Wirklichkeit an möglichst vielen Stellen „rüberzubringen“ und dafür Lernräume zu schaffen – auch und gerade bei uns Erwachsenen – kommen wir sicher ein Stück weiter.